

Und dann kam das Jahr 1914 [Fortsetzung]

Autor(en): **Bührer, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 4

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633565>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 4 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

den 23. Januar

□ □ Winterabend. □ □

Von Alfred Huggenberger.

Das Schneefeld gleißt im Abendschein,
Noch klingt die Axt im nahen Tann,
Gesenkten Hauptes geht feldein
Ein alter Bauersmann.

Dem Frühlingsturm hat er gelauscht,
Er sah des Sommers bunte Pracht.
Wie ist ein Jahr so bald verrauscht,
Wie fiel der Schnee so sacht!

Sern winkt ein Hüttchen, raucht ein Schlot,
Rings alles tot und eingeschnit.
Der Alte denkt an Müh und Not, —
Das Ziel ist nicht mehr weit.

Und dann kam das Jahr 1914.

Novelle von Jakob Bühler, Bern.

4

Mit zermartertem Kopf erwachte Christian, viel später als er sich vorgenommen hatte. So rasch wie möglich fuhr er in die Ausstellung, um den Vormittag noch zu nützen. Es war schon schwül in den Hallen, auf deren Dächer der erste Sonnenstrahl gelegen hatte. Indessen vergaß Christian sehr bald sein körperliches Unbehagen, und wie gestern übernahm ihn wieder die Freude an dem Reichtum und der Tüchtigkeit der Auslagen. Einen besonders günstigen Eindruck machten auf ihn die Transportmittelhalle, in der die gewaltigen Schnellzugslokomotiven neben den neuesten elektrischen Lokomobilen standen; dann die Halle für Technik und Wasserwirtschaft, endlose Reihen von Kraftwagen standen da, die interessantesten Pläne über die Anlegung von Wasserstraßen und Wasserwerken waren ausgehängt. Wo man ging und stand, überwältigte einem der Beweis, wie beinahe atemlos in diesem Ländchen gearbeitet wurde, wie überall die Intelligenz, das überlegene technische Können und Wissen am Werke war, um jede erdenkliche Erwerbsmöglichkeit auszunützen, um jede menschliche und natürliche Arbeitskraft klug zu nützen und so Reichtum und Fülle in das Leben zu tragen. Es war gar kein Zweifel, man mußte eine grenzenlose Hochachtung vor der wirtschaftlichen Tüchtigkeit des Landes empfinden.

Da geriet er in die Kunstabteilung. Nirgends drängten sich die Leute zahlreicher zusammen als gerade hier. Christian dachte, daß es eigentlich ein Vergehen sei, in solchen Häufen die Leute auf die Kunst los zu lassen, denn wenn irgendwo, so bedürfe es der Kunst gegenüber der inneren Sammlung. Christian, der ein geschultes Auge für Malerei besaß, machte einen flüchtigen Gang durch die Hallen. Sein erster Eindruck war, daß die Sammlung nicht in diese

Landesausstellung hinein gehöre. Sie trug etwas zu sehr Tagescharakter. In der Hauptsache waren es ja ausschließlich Arbeiten, die in den letzten zwei Jahren entstanden waren. Da sprach der Zufall vielleicht ein zu gewichtiges Wort. Aber gleich darauf verwarf Christian diesen Gedanken wieder: Es war sehr gut, daß gerade diese Augenblicksammlung in die Landesausstellung hinein gekommen war. Einen schärferen Kontrast hätte man freilich nicht in diese große nationale Veranstaltung tragen können als gerade durch diese Kunstausstellung. Dort war alles klar und bestimmt und mit dem Aufwand der letzten Energie auf ein allen bewußtes Ziel gerichtet, das hieß: Geld, Besitz erwerben. Hier, wo es sich um innere und innerste Dinge handelte, hier schwankte alles. Hier nützte man nicht aus, hier verschwendete man. Es war ganz eigentümlich. Da waren eine ganze Anzahl Junger, die malten mit scheinbar mißtönigen, armüteligen Farben, und sie wählten Formen, die weltensfern von dem erreichten Schönheitsideal lagen. Es war gleichsam, wie wenn ein reicher, sündenreicher Mann all sein Vermögen und seine Schätze von sich wirft oder vergräbt, sich in Lumpen hüllt und Betteln geht. Es war ja alles da in der Malerei, was hatte die Renaissance der Malerei für Farbenharmonien gegeben, und all die andern großen Maler, die nachher gekommen waren, welchen Reichtum an Tönen und Formen hatten sie geschaffen! Ein unerschöpflicher Schatz war da; man brauchte nur zu nehmen, auszugeben, abzuschreiben! Und sie nützten den Reichtum nicht, sondern hüllten sich in Lumpen und hungerten, — hungerten in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Denn da, unter den Jüngsten, waren einige, die Christian persönlich kannte. Monate lang hatten sie

in Paris mit 30 und noch weniger Franken gelebt, und die Äpfel, die sie als Modelle kauften, höhnten sie sorgfältig aus und bestritten damit zwei Mittagessen! Was sie aber malten, das verachtete die Welt! Trotzdem malten sie weiter, wie sie und nicht die Menge und die Bilderkäufer es für gut erachteten und hungerten.

Da kam Christian sein Traum in den Sinn, und er hörte des Mönchleins Stimme. „Ihr könnt nur noch sterben, Herr Papst. Gott ist nicht dort, wo ihr ihn suchtet. Ich habe es immer gesagt!“ Und da ward ihm klar, daß er im Traume an Franz von Assisi gedacht hatte, jenen seltsamen Heiligen, der alles weggegeben und die Armut als die Quelle aller Seligkeit, alles Lebensglückes gepriesen und im Besitz die Ursache aller menschlichen Leiden erkannt hatte. Und in diesen jüngsten Malern, die sich wegsetzten über alles Erreichte, nichts wissen wollten von den prunkvollsten, leuchtendsten Farbenharmonien, wie sie ein Tizian, ein Raffael geschaffen hatte, sondern hingingen und mit armüteligen, fast glanzlosen Farben malten, steckte etwas von dem Glauben und der Weisheit des heiligen Franz. Und jeder, der mit unvoreingenommenen Augen zu sehen vermochte, der mußte spüren, daß etwas von der zarten, stillen Poesie, die um die Gestalt des heiligen Franz lebt, auch um diese Bilder schwebte. Freilich wiederholte sich Christian, einen schärferen Gegensatz zwischen dem Geist, der draußen in der Ausstellung waltet und dem, der in diesen unscheinbaren Bildern steckt, kann so leicht nicht wieder zusammenkommen. Aber wenn auch Christian zu begreifen versuchte, wie des künstlerischen Schauens ungewohnte Menschen vor diesen Bildern lachten und sie töricht schalten, so konnte er doch nicht verhindern, daß eine bittere Traurigkeit über ihn kam, und als er sich hinaus flüchtete, haften die Rosen, die zu Hunderten da unten im Rosarion blühten, keine Leuchtkraft mehr. Wie eine schwere dunkle Ahnung, wie ein Furchtbares, dem er nicht Gestalt geben konnte, lag es über Christian. Bevor ihm gestern der merkwürdige Traum gekommen war, hatte er eine große Weltkatastrophe als notwendig erklärt, weil der Geist erstickt würde durch die Krämerhaftigkeit. Darauf hatte ihm der Traum Francesco vorgeführt. Und vorhin, als er sich des Gegensatzes der wirtschaftlichen Entwicklung zur künstlerischen Entwicklung bewußt geworden war, war ihm wieder dieser Prediger der Armut in den Sinn gekommen. Hier irgendwo mußte das Problem liegen, das sich zugespitzt hatte, in den letzten Zeiten, immer schärfer, immer unheilvoller.

Er schlenderte langsam in der Richtung, in der „das Dörfli“ lag, eine mit meisterlichem Empfinden komponierte Landhäusergruppe, mit der ohne falsche Altertümerei gezeigt werden sollte, wie man auch auf dem Land nach zweckmäßig entwicklungsfähigen Grundrissen bauen könne. Grell lag die Sonne auf dem breiten Wirtshausdach, das von einem seltsam geformten Kirchturm übergipfelt wurde. Etwas tiefer gegen das weite Ausstellungsfeld zu leiteten massige Ställe und einfach und gefällig durchgebildete Speicher und Ställe zu dem großen zusammenhängenden Baukomplex über, den Kirche, Pfarrhaus und Wirtshaus darstellten. Auf einer luftigen Laube dieses Wirtshauses, das „Zum Röseligarten“ hieß, hatte Inäbnit bereits einen Tisch belegt, und wenige Augenblicke nach

Christian erschien auch Katarina, die nicht gerade angenehm überrascht schien, ihren Freund in Gesellschaft zu finden. Indessen schien Inäbnit nichts davon zu bemerken. Er begann sofort ein lebhaftes Gespräch, und da es an allen den wohl besetzten Tischen plauderte, klingelte und löffelte, schien eine recht behagliche Stimmung zu walten. Auch ging von der Umgebung, den Ausstellungshallen, der großen Baumallee, die dahinter lag, von dem nahen frischgrünen Hochwald, und den tiefblauen Wolken, so viel Glanz und Schönheit aus, daß man sich sehr wohl des Lebens freuen konnte.

„Du hast heut einen prächtigen Tag zum Fliegen,“ sagte Inäbnit.

„Was, Du willst fliegen?“ frug Katarina mit weit offenen Augen und mit kaum verhaltenem Schreck in der Stimme.

Christian wurde über und über rot. „Ich habe es im Sinn,“ gab er zurück, es sollte leicht hingeworfen sein, kam aber doch nur zögernd heraus.

„Du . . . aber so etwas . . .“

„Da brauchen Sie gar keine Angst zu haben, Fräulein,“ mischte sich Inäbnit in das Gespräch, „von Gefahr keine Spur.“

„Wieso Angst?“ fragte Katarina und war wieder ganz Weltbete, „ich fliege ja nicht.“

Christian fühlte die Rohheit dieses Wortes, aber er wußte auch, daß es nur ein Vertuschungsversuch des Selbstverrates von vorhin war.

Inäbnit war von der kalten Antwort auch ein bißchen vor den Kopf geschlagen und wendete das Gespräch auf ein anderes Thema. „Warst Du heute morgen in der Kunstabteilung, Christian?“

„Ja,“ nahm Christian die Anregung auf, froh, sich selber entfliehen zu können, „ja, ich war dort und glaube, daß ich niemals etwas Traurigeres erlebt habe.“

„Nicht wahr, es ist so vieles dort, das einen gefühlvollen Menschen empören muß,“ warf da Katarina ein.

Nun sah Christian seine Freundin fast ebenso erschrocken an, wie sie vorhin ihn. „So meine ich es nicht,“ sagte er langsam, und nun erzählte er seine Eindrücke, und wie er unter dem Spott des Publikums gelitten habe. Aber Katarina schien schon lange nicht mehr recht bei der Sache zu sein und einem andern Gedanken nachzujagen. Um so aufmerksamer hatte ihm Inäbnit zugehört. Das war ja das kräftigste Wasser auf seine Mühle. Er war einer der wenigen Kunstschriftsteller der Schweiz, die gewagt hatten, mit Achtung von den verlästerten Arbeiten der Jüngsten unter den Künstlern zu reden. Mancherlei Anfechtungen hatte er deshalb erfahren, ja der Brotkorb war ihm deshalb höher gehängt worden. Das hatte ihn angespornt, den Problemen, die da aufgeworfen waren, nur um so schärfer nachzugehen, und da er als Tageschriftsteller gewohnt war, auf den Schritt der Zeit zu achten, hatte er einen scharfen Sinn, für den innern Zusammenhang und die Beziehungen der Dinge. So nahm er denn das Wort und sagte:

„Was habe ich gestern behauptet? Diese Landesausstellung ist der Höhepunkt einer Entwicklung, der Entwicklung der Menschheit unter der Herrschaft des Industrialismus. Hier hat die Weltgeschichte gezeigt, daß, wenn alle Kräfte

und Fähigkeiten angespannt werden, aus dem ärmsten, hindernisreichsten Land eine weit mehr als genügende Menge Güter herausgeholt werden kann. Das mußte bewiesen werden. Doch jetzt kommt das große Aber. Was ist im Grunde damit erreicht? Es ist, als wären wir lange, mühsam, mit Aufbietung der letzten Kraft auf einen hohen Berg gestiegen, und nun, wie wir oben sind, — Nebel, nichts als Nebel. Keine Spur von Fernsicht, nichts als überall ein graues, unfahbares Nichts. Wie schön war das doch unten am Berg, so ungefähr vor hundert Jahren. Zur Zeit der Helvetik! Herrgott, gab's da Ziele, Ideale! Freund, das ist es, wir haben keine Ideale mehr! Damals vor hundert Jahren: wirkliche Demokratie, Volksbildung, Volksaufklärung. Dem ausgehungerten Land Erwerbsquellen! Das haben wir alles erreicht, wir sind oben am Berg. Oder ist es etwa nicht wahr? Haben wir die Demokratie nicht verwirklicht, bis in ihre letzten Folgerungen? Sieh sie Dir einmal an, diese Demokratie! Steck Deine Nase einmal in eine unserer politischen Parteien; ganz gleichgültig, in welche, und Du wirst blaue Wunder erleben, wie ideal dieses Ideal verwirklicht worden ist! Denk Dir, wie unsere Wahlen und Abstimmungen zustande kommen, mit welchen Wühlereien und Hezereien! Verfolge die Politik der letzten Jahrzehnte nach rechts und links, überall wirst Du als Triebkraft einem rücksichtslosen Erwerbs- und Interessenstandpunkt begegnen. Und das zweite: die Volksaufklärung! Sind wir da nicht durchgedrungen, haben wir nicht den Schulzwang durchgeführt? Sind unsere Schulen nicht die besten Europas? Wäre ohne diese Schulen, ohne jene raffinierte Interessenpolitik unserer modernen Demokratie diese Landesausstellung, und ihr prunkender Beweis für die wirtschaftliche Tüchtigkeit dieses kleinen Ländchens möglich? Selbstverständlich nicht! Aber hier auf dieser Höhe fragen wir uns doch einmal: was haben wir den verloren? Ich will es Dir mit einem Wort sagen: Wir haben die Religion verloren. Das klingt trivial. Aber wir

wissen gar nicht mehr, was Religion ist. Wir meinen, das sei ein Glaubensbekenntnis, ein Wissen von göttlichen Dingen. Wir sind soweit gegangen, Religion in der Schule zu lehren. Das ist alles Unsinn, Religion ist kein Wissen, kein vernunftmäßiger Begriff, sondern es ist ein Sinn, wie das Gesicht, wie das Gefühl. Man kann keinen Blinden sehend machen. Aber wie es Berufsarten gibt, die das Augenlicht ruinieren, so gibt es eine Lebensweise, die die Religion tötet. Und so haben wir gelebt in diesem letzten Jahrhundert, daß uns der feinste Sinn nach und nach abhanden gekommen ist. Das Höchste, was wir alle im Leben suchen, umschreiben wir mit dem Wort Glück. Aber keiner weiß zu sagen, was es ist. Es ist ein Unbewußtes, ein Ahnen. So ist es mit der Religion, das ganz und ausschließlich nur ein Ahnen ist. Ich für mich meine, daß der Mensch nicht mehr verlieren kann, als dieses Ahnen, diesen feinsten Sinn, durch den er in einem wunderbar intimen Zusammenhang mit der Natur steht, oder mit dem, was hinter der Natur waltet. Möglich und wahrscheinlich, daß in der Ausbildung dieses Sinnes die ganze Zukunft des Menschengeschlechtes liegt, und wiederum wahrscheinlich, daß diese Ausbildung erst dann möglich ist, wenn der Mensch nicht mehr so hart und schwer um seine Lebensbedürfnisse ringen muß. Also ist es ja wohl nötig, daß diese Bedürfnisse befriedigt werden können, aber sie dürfen nicht Zweck werden, sie sind nur Mittel, nicht Ziel. Und das ist es, wir haben allüberall, auch mit unserer Volksbildung und Aufklärung, mit ihrer ausgesprochenen Vorliebe für das Nützliche und Einträgliches, das Unwichtige zum Wichtigen gemacht. In der modernen Malerei aber erkenne ich eine bewußte — sofern man in der Kunst überhaupt von Bewußtsein sprechen kann — eine bewußte Abkehrung und Umkehrung von der bisherigen Entwicklung. Eine scharfe Verneinung des Zeitgeistes spricht aus ihr, und deshalb erregt sie den Widerspruch aller derer, die kritiklos in diesem Geiste aufgewachsen sind. (Fortf. folgt.)

Der große St. Bernhard und sein Hospiz.

(Schluß.)

Auch das Hospiz hat seither eine bedeutende Erweiterung erfahren. Zu dem Hauptbau, der im 16. Jahrhundert schon entstanden ist, kam 1786 das sog. Hotel de St. Louis und ein 1898 erstellter Nebenbau. Der Hauptbau, der mit den Nebengebäuden durch einen gedeckten Gang verbunden ist, enthält neben den Wohnräumen für die Mönche, die Eßsäle und Schlafräume für arme Durchreisende, ferner die Klosterkirche und die Klosterbibliothek, die 13 000 Bände, das bereits erwähnte Münz- und Altertümerkabinett und eine entomologische und mineralogische Sammlung aufbewahrt. Hinter diesen drei Gebäuden steht die Leichenhalle, La Morgue, in der die unbekannteren Verunglückten zur Identifikation ausgestellt werden und die jedem Wanderer, der hier Einblid erhält, einen unauslöschlichen Eindruck hinterläßt.

Vom Hospiz aus südwärts, auf der Grenzscheide, liegt der kleine Pabsee in einsamer Höhe von 2446 Meter. An seinem rechten Ufer führt die Straße talabwärts nach Vosta; auf italienischer Seite, an der Stelle des römischen Hospiziums, stehen heute ein Steinkreuz mit der Aufschrift „Deo optimo maximo“ und auf hohem Steinsockel eine Bronzestatue des Hl. Bernhard.

Und nun noch einiges über die Bedeutung des Hospizes und über die Arbeit seiner Bewohner. Alljährlich zählt das Kloster 20 000 bis 22 000 Reisende, die in seinen Räumen unentgeltlich verpflegt und beherbergt werden. Auch den vermöglichen Touristen wird keine Rechnung gestellt; diese legen dafür den ungefähren Betrag in den Opferstock, manche fügen noch ein Geldstück darüber hinaus zu; das Kloster erhält sich aus Spenden, die ihm reichlich zufließen. Zur Winterszeit, d. h. während ca. neun Monaten, steigen jeden Tag je zwei Knechte, „Marronniers“ genannt, vom Hospiz aus zu den Zufluchtsstätten hinunter, um den Weg nach Reisenden abzusuchen. Bei Lawinengefahr gehen Klostergeistliche mit ihnen. Stets sind sie in Begleitung ihrer Hunde, die ihnen zur Auffindung im Schnee verschütteter treffliche Dienste leisten. Anschaulich schildert Fr. Tschudi in seinem Alpenwerk das Winter-Leben auf dem Großen St. Bernhard:

„Auf dem St. Bernhard fallen bloß im Sommer große Schneeflocken, im Winter dagegen gewöhnlich trockene, kleine Eiskristalle, die so fein sind, daß der Wind sie durch jede Tür- oder Fensterfuge zu treiben vermag. Diese häuft der Sturm oft, besonders in der Nähe des Hospizes, zu sechs bis neun Meter hohen lockern Schneewänden an, die